

Schwarze Sonne. Unbemerkt landet eine Maschine in Man, in den fernen Hügeln im Nordwesten der Elfenbeinküste.

Es ist tiefe Nacht, doch die Deckung durch die Dunkelheit reicht der Besatzung des Flugzeugs nicht aus. Auf ihren Befehl hin oder doch ihretwegen wurde die Stromversorgung von Man kurz vor der Landung unterbrochen. Die Stadt liegt im Dunkeln; eine kleine, von seiner Amazonengarnison umringte Gestalt, wechselt rasch zu dem Fahrzeugen, die sie auf der Landepiste erwartet haben. Unverzüglich setzt sich die Kolonne Richtung Westen in Bewegung und verschwindet auf der Straße nach Liberia. Unterwegs wird vor der Ankunft der Kolonne in jeder Ortschaft, so wie in Man, die Elektrizität abgeschaltet. Es gibt erst wieder Strom, wenn die Karawane vorübergezogen ist. Der kleine Mann kreuzt Siedlungen, überquert Berge und Grenzen. Er reist doppelt verborgen: eine im Herzen der Nacht pochende Wabe aus Dunkelheit. Der Mann ist das: eine Negativsonne, die schwarzes Licht verströmt, ein bulimischer Stern, der alles Leben rings um ihn herum aufsaugt. Er bewegt sich, und die Finsternis breitet sich aus mit jedem Schritt, den er gegangen ist, mit jedem Schritt, den er gehen wird.

Dieses Heft sollte es nicht geben. Wenn es mit rechten Dingen zuginge, wenn Originalität, Mut, Ideenreichtum, Anteilnahme, Respekt, Fleiß, politische Weitsicht und vor allem Menschenfreundlichkeit wirklich hoch im Kurs stünden, dann hätten Sie, werter Leser, jetzt nicht diese schmale Broschüre in Händen(*). Sondern ein veritables, in jeder Hinsicht gewichtiges Buch.

Denn die Initiatoren von Black.Light, allen voran der Fotograf Wolf Böwig, arbeiten seit langem mit allem nur erdenklichen Einsatz dafür, dass ihre Botschaft weithin wahrgenommen wird – die ganze Botschaft. Diese besteht aus fast 250 komplett durchgestalteten Seiten Bild und Text über die westafrikanischen Kriege der letzten 20 Jahre. Man kann diese Seiten elektronisch durchblättern, auf der website von Black.Light. Wer nicht blind ist, und wessen Herz nicht aus Stein, der ist ergriffen, erschüttert und gefesselt von dem, was er dort sieht. Und er begreift, dass die traumatischen Spätfolgen der Massaker, der Korruption, der Drogen und Zerstörungen die Länder des westlichen Afrika bis heute von innen heraus zerfressen – mit den bekannten Folgen einer umfassenden Flucht ins vermeintliche Wunderland Europa.

Die kathartische Wirkung von Black.Light entsteht, weil hier eine Reihe von Meistern ihrer Fächer kooperieren: Fotografie, literarische Reportage und gezeichnete Illustration, grafisch kunstvoll verschmolzen zu einem neuen, nie gesehenen Ganzen, hochgradig komplex und doch so leicht zugänglich wie Bild-Geschichten, vulgo Comics, nun einmal sind. Noch beeindruckender wird es übrigens, wenn das gedruckte, statische Material animiert wird – wörtlich

übersetzt: beseelt – , die Standbilder filmartig in Bewegung versetzt, von Musik und gesprochenem Text begleitet; auch dies zu sehen im www.

Man sollte meinen, eine solche mediale Innovation sei in unseren stets nach Neuheiten gierenden Zeiten ein gefeierter Selbstläufer. Verleger müssten sich darum reißen, die Autoren von Termin zu Termin eilen, zumal ihr Anliegen weit über schnöden Eigennutz hinausgeht: Black.Light ist von Beginn an jenseits aller Bücher, Ausstellungen und Verfilmungen auch als Instrument der konkreten politischen Arbeit gedacht; öffentliche Präsentationen an den Schauplätzen der Kriegshandlungen in Afrika sollten Anlass und Grundlage bilden für öffentliche Debatten im Geiste der Wahrheits- und Versöhnungs-Kommissionen, die schon in Südafrika geholfen haben, das schwere Erbe der Historie aufzuarbeiten. So wäre Black.Light ein Mittel der Selbstverständigung der kriegsversehrten Gesellschaften Westafrikas, ebenso wie eine Aufklärungsmaßnahme für den Rest der Welt, welche von den jahrzehntelangen Massakern und Verwüstungen bis heute kaum Notiz genommen hat.

Wie gesagt:

Wäre.

Man sollte meinen.

Man müsste.

De facto ist wenig realisiert, zu wenig. Böwig und der Gestalter Christoph Ermisch haben das Bisherige aus eigener Tasche finanziert, bis an die Grenze des gerade noch Machbaren. Gewiss: Black.Light reist über Foto- und Filmfestivals, wird in Theaterstücken aufgegriffen, die website ist online, einige Broschüren wurden veröffentlicht. Aber all das ist Stückwerk, verglichen mit der immer noch relevanten Ambition des Projektes.

Öffentliche Präsentationen, geschweige Debatten in Afrika haben nur ansatzweise stattgefunden; die Seilschaften der Kriegsverbrecher haben nach dem ersten Probelauf alle weiteren geplanten Stationen verhindert. Sogar eine von Wolf Böwig initiierte Ausstellung anlässlich der Den Haager Urteilsverkündung gegen den Völkermörder Charles Taylor fiel aus; die Zuständigen in der EU sagten unverblümt, eine solch heiße Kartoffel wollten sie nicht anfassen.

Black.Light ist bis heute nicht vollständig gedruckt. Ginge es nach dem rastlosen Erfinder und Antreiber des Projektes, dann ist das angepeilte große Buch keinesfalls die einzige Option. „Genauso gut könnte das Ganze als Reihe waschechter Groschenhefte erscheinen“, sagt Wolf Böwig, „auf billigem Zeitungspapier, für kleines Geld, aber in Massen zu haben.“ Ein Comic über die Rettung der Welt, einmal nicht durch Superhelden, sondern durch die Kraft des Hinschauens, Zuhörens und Verstehens. – Ist diese Idee wirklich zu schön, um wahr zu sein?

Andreas Langen

(*) Die hier reproduzierten Stories sind Faksimiles der 2012 layouteten Seiten, deren Texte nach der Grobübersetzung ins Deutsche aus Kostengründen nicht Korrektur gelesen sind; Fehler in Sprache und Satzsetzung bitten die Herausgeber zu entschuldigen.

Peanut Butter:

19

My name is Peanut Butter.

I'm a commander of the GOL.

My name is Peanut Butter.
I'm a commander of the GOL.

That's me right here.

Of course Peanut Butter is not my real name.

Or maybe it is.

It's not important really.

Not in the war we're in.

LORD FORCES



At the edge of this war...

... time is useless...



... every minute...



... is fragile...

DRESSING
GANNIBAL



... incidents



follow one another.

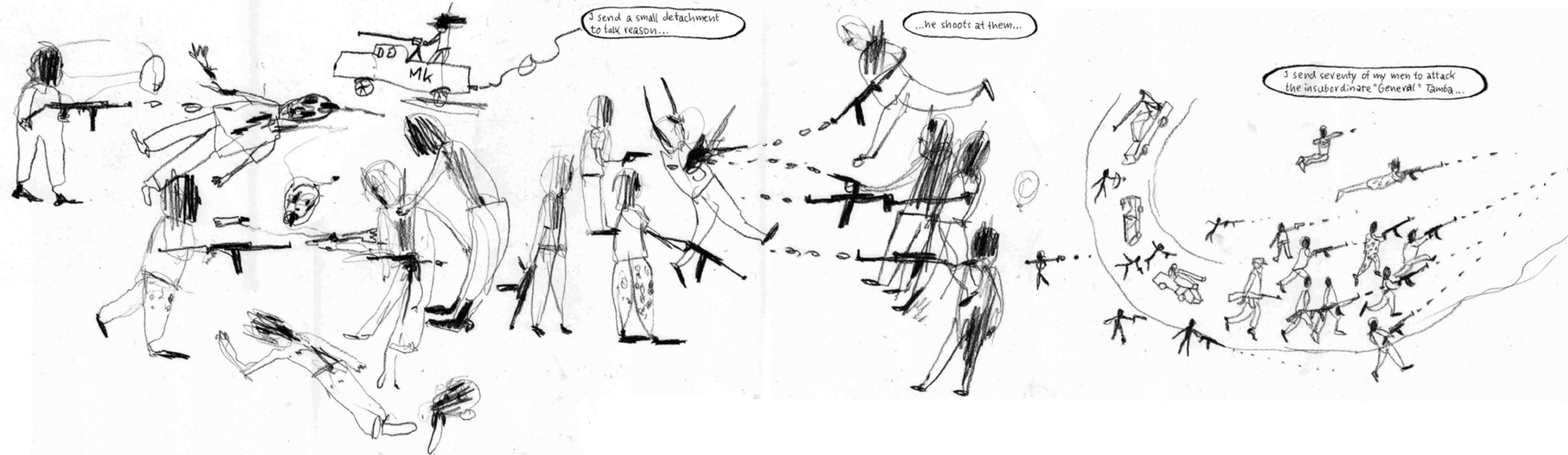
Let me give you one very recent example.

"General" Tamba, one of my subordinates, decides to "confiscate" one of my cars and kills my drivers...

I send a small detachment to talk reason...

...he shoots at them...

I send seventy of my men to attack the insubordinate "General" Tamba...



The prize for one vehicle:

Two days of fighting between troops of the same army,

a village burnt to the ground,

countless dead and wounded, dozens of refugees...

And my men, high on violence and heroin, celebrate this

as a great victory,



Did I say "men"?

They're not men, most of them are not even old enough to be needing a shave.

They're children.

Not normal children of course.

Would normal children gather round a dead body to watch it and prod it with a stick?

If my children see a dead body...

...they approach it...all fear they had is gone...

They prod it and defile it...

...and much much worse.

Then again... maybe we deserve no better because our heritage to them is this:

We are afraid of our children.



We've caused a lot of destruction.

We've killed one another... for no reason.

Along the way
we've killed people...

... who had nothing
to do with us.

We've destroyed the country.



It's time to show some wisdom.

Jenseits der Waffenstillstandslinie in Ganta, auf der anderen Seite des St. John-River, sieht sich Peanut Butter, Alpha Mikes unmittelbarer Rivale, als Befehlshaber der treu zu Charles Taylor stehenden GOL ähnlichen Spannungen gegenüber. Auf einer Lichtung im Wald von Nimba verzehrt Peanut Butter beim Schein der Petroleumlampe sein Nachtmahl und geht, umringt von einer Kindereskorte, die Ereignisse des Tages durch. Mit langsamen Bewegungen vermengt er Reis und Palmöl. „Wir haben viel Zerstörung verursacht. Wir haben uns ohne Grund gegenseitig umgebracht. Zwischendurch haben wir Leute getötet, die nichts mit uns zu tun hatten. Wir haben das Land kaputtgemacht. Es ist an der Zeit, ein wenig Weisheit zu offenbaren.“ Peanut Butter befindet sich, wenn man es recht betrachtet, in einem schlimmeren Szenarium als Alpha – Gehorsamsverweigerung, Umzingelung und Offensiven durch den Feind, humanitäre Krise, militärische Schwäche, Isolierung der früheren Regierung von außen. Noch nicht einmal die eigenen Soldaten machen ihm das Leben leicht. Kürzlich hat einer der „Generäle“

der GOL an der Trennungslinie/ Demarkationslinie ein Fahrzeug beschlagnahmt und die Insassen behelligt. Ein Funke. Peanut sandte ihm den Befehl, Fahrzeug und Wertstücke freizugeben und ihm unverzüglich die Waffen auszuhändigen. Der „General“ mit Namen Tamba antwortete mit Schüssen auf die Eskorte seines eigenen Befehlshabers. Peanut verstärkte daraufhin die Botschaft und schickte rund siebzig bis an die Zähne bewaffnete Männer, die den widerspenstigen „General“ angriffen. Der Preis für ein Auto: zwei Tage Gefechte zwischen Truppen desselben Heeres, ein zerstörtes Dorf, mehrere Tote, Dutzende Vertriebene. Tamba flüchtete in den Busch. „Einer mehr, der die Bevölkerung quält“, bemerkte einer der Überlebenden der Kämpfe an der Brücke über den St. John-River. An diesem Ufer des Krieges ist die Zeit nicht sicher, ist jede Minute zerbrechlich, ereignen sich die Zwischenfälle in Folge. Am selben Tag wurde ein Lastwagen, der die Straße von Gbarnga nach Ganta hinauffuhr, peu a peu an sämtlichen Kontrollposten der GOL um seine Last erleichtert. Peanut musste die

Angelegenheit regeln, denn er weiß, dass er Hitzigkeiten bei den Rebellen nicht dulden darf. Er hat einem Major der LURD Einlass nach Ganta gewährt. Dieser kam auch, und die beiden Feinde unternahmen, gefolgt von zwei nervösen Eskorten, einen langen Spaziergang durch die Überreste der Stadt und handelten die Rückgabe des Lasters und seiner Fracht aus. Ein abenteuerliches Paar: Peanut tadellos in der grünen Uniform und dem roten Barrett der Regierungsarmee auf den im Nacken elegant mit einem schwarzen Netz zusammengefassten Rastalocken, der Rebellenmajor mit Headphones im Ohr und dem (ausgeschalteten) Walkman am Gürtel neben dem Buschmesser, aufgeknöpftes blaues Hemd, Safariweste, Shorts und Zehenlatschen, abgesehen von dem vorspringenden Bauch. Sie einigten sich. „Du siehst aus wie ein Gangster“, sagte Peanut Butter zum Abschied zu ihm. Der Lastwagen und der Major machten sich auf den Rückweg in die Nacht und sammelten ein, was sie verloren hatten.

Peanut hat ein Kindergesicht und spricht sanft wie der Prophet Jah, aber an hässlichen/ schlechten Tagen verwandelt er sich in das, was er ist: ein erfahrener Krieger, dem etliche Greuelthaten zur Last gelegt werden. „Ich und besorgt? Du hast nicht in mein Gesicht geschaut...“ Nachts versteckt sich der Kommandant im Dickicht der Bäume und richtet den Lichtschein seines Nokia „3G“ nach vorn, um zu sehen, wo er hintritt. In Ganta, eine Tagesreise von Monrovia entfernt, ist von der Lonestar Cell, der Gesellschaft, der Präsident Charles Taylor das Monopol auf die Mobilfunkkommunikation erteilt hat (über eine Vorwahlnummer in Monaco), weit und breit keine Spur. Peanut benutzt sein Handy als Taschenlampe, wenn er in sein im Unterholz der Gummibäume verstecktes Zuhause zurückkehrt. Tagsüber hat er für das kleine Gerät raffiniertere Verwendungszwecke, es ist Fotoapparat, Bildarchiv und Filofax. Während Peanut Butter spricht, illustriert er das Gesagte mit den gespeicherten Bildern – unternimmt mit Namen, Daten, Orten und Zeiten.

„Schau mal das hier zum Beispiel. Findest du das nicht interessant?“ Auf dem Display des Nokia erscheinen drei Männer in Uniform auf einer kleinen, eisernen Brücke. „Das hier ist die Grenze“ zu Guinea, kaum mehr als einen Kilometer von Ganta entfernt. Die Brücke verbindet Liberia mit dem Nachbarland.

Zwei der Männer auf dem Foto wirken ernst, aber entspannt. Es sind Afrikaner. Die Körperhaltung des mittleren, hoch aufgeschossenen Mannes mit rosiger Haut und einer niedrigen Stirn, die sich unter dem Schirm seiner Mütze verbergen zu wollen scheint, zeugt von Befangenheit. „Das ist ein Amerikaner.“ Mit dem Daumen drückt Peanut Butter mehrmals in Folge auf das Zoom und vergrößert zunächst das Gesicht des amerikanischen Offiziers und dann die Stars and Stripes auf der Uniformtasche, bis aus dem Handydisplay ein nicht mehr wahrnehmbarer Pixelschwarm geworden ist.

„Dieser Typ tauchte im September bei einem Treffen mit der LURD hier auf, das wir vereinbart hatten. Ich dachte, es sei eine Versammlung von Afrikanern, und dann erscheint hier dieser weiße Riese. Entschuldigung?... Er sprach sehr gut englisch und französisch. Entschuldigung? ... Ich fragte ihn, was ein Weißer bei einer Zusammenkunft von Schwarzen zu suchen habe. Er erklärte, er sei Militärgesandter in Conakry. Wessen ‚Gesandter‘, um Gottes willen?! Der der LURD oder was? Ich wollte es gar nicht glauben. Seht ihr ihn? Ein echter amerikanischer Oberst. Skow, so heißt er. Lass mal sehen, ob ich ihn vergrößern kann.“ Das war am 13. September 2003.

Die militärische Zusammenarbeit zwischen den USA und Guinea-Conakry hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Das wichtigste, drei Millionen Dollar umfassende Programm sieht die Ausbildung einer achthundert Mann starken schnellen Eingreiftruppe vor, die imstande sein soll, jeglichem von Liberia ausgehenden Grenzübergang (so wie dem von Taylor im September 2000 gestarteten) zu trotzen. Peanut Butter misstraut Figuren wie dem vermeintlichen Skow und bringt sie mit dem indirekten Einfluss der USA auf die LURD vermittelt der engen militärischen und politischen Beziehungen zwischen Washington und Conakry in Zusammenhang. „Wozu kommen die Amerikaner hier her? Bestimmt nicht, um Urlaub zu machen, das kann ich dir garantieren.“

„Skow hat etwas zu mir gesagt, das mir nicht mehr aus dem Kopf geht: ‚Wenn das Spiel aus ist, ist es aus.‘ Welches Spiel?!“



Alex Sheriff ist mit seiner Aufmerksamkeit beim Tor; wenn er Besucher in die City of Rest, die Stadt der Ruhe, ein Entgiftungs- und Behandlungszentrum in Freetown, hereinkommen sieht, erhebt sich aus seiner Betäubung. Alex schleift einen blauen Stuhl – seinen Stuhl – hinter sich her und stellt ihn vor mich hin. „Du kannst dich draufsetzen. Ich habe ihn satt.“ Es gibt noch mehr Jugendliche mit Stühlen, die im Hof die Zeit totschielen. Sie bilden bizarre Paare, Zweiheiten aus Stuhl und Mensch, Metall und Fleisch, Heilung und Sucht, organisch miteinander verbundene Strukturen, Fuß an Fuß mit einer eisernen Kette. „Ich bin fast davon los...“ versichert Alex - von den Ketten, dem Stuhl, den Drogen, der City.

In der sonderbaren Welt der City of Rest von jemandem einen Stuhl anzunehmen, bedeutet im wahrsten Sinne des Wortes, sich in sein Gefängnis zu setzen und seine Geschichten anzuhören. Ein merkwürdiges Teilen. Stühle und Ketten werden in den ersten Wochen des stationären Aufenthaltes benutzt. So oder so war es der von 1991 bis 2002 dauernde Bürgerkrieg, der bei den meisten Bewohnern der Stadt zur Abhängigkeit geführt hat. Alex hat 1991, mit dreizehn Jahren, angefangen, Marihuana zu rauchen - jetzt ist er 25 -, „wegen der Schmerzen“ links im Rücken. In den ersten Wochen des Konfliktes wurde er von der Kugel einer AK47 getroffen, als die Rebellen der RUF seine Stadt Pujehun an der Grenze zu Liberia angriffen und auch die Oberschule nicht verschonten. „Viele Schüler starben. Mich haben sie ohne Besinnung ins Krankenhaus gebracht, um die Kugel zu entfernen. Aber noch heute spüre ich etwas in mir drin.“

Der Drogenkonsum wurde im Laufe des Krieges zu etwas Alltäglichem. Keine der Parteien erzielte militärisch gesehen einen klaren Sieg. „Der wahre Kriegsgewinner sind die Drogen“, betont Pastor Morie Ngobeh, der Gründer City of Rest. Die einzi-

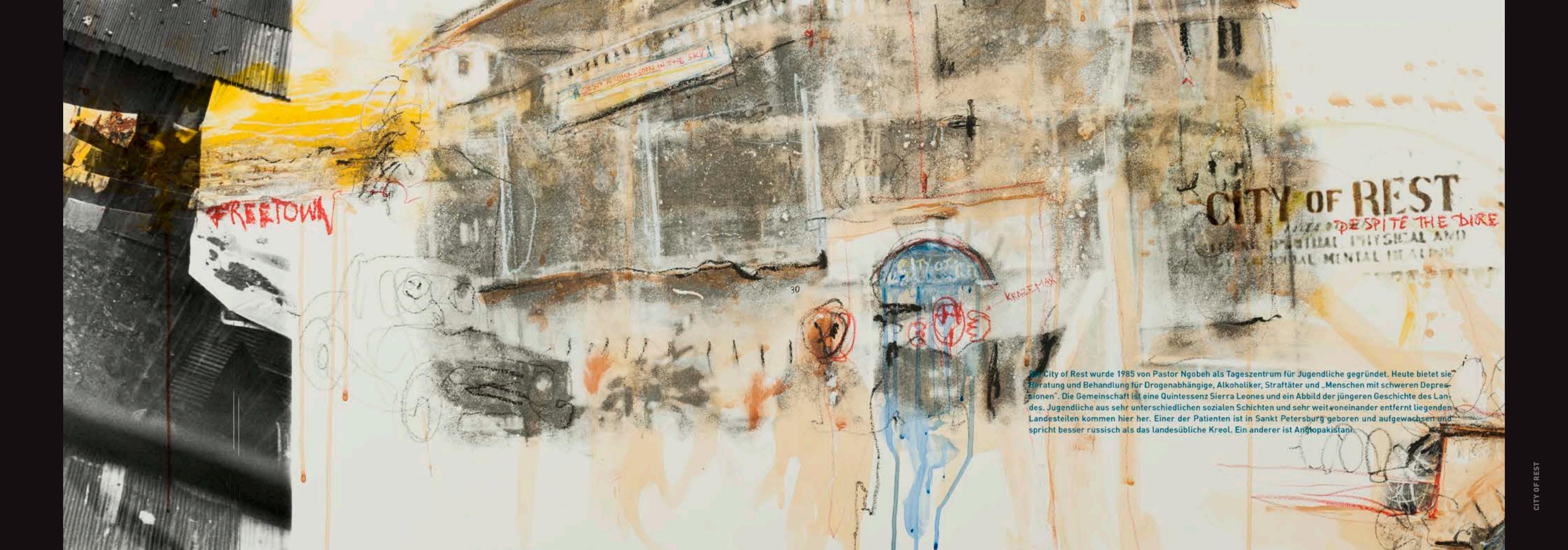
ge Grenze – für den Stoff, den Konsum, die Gewöhnung und die Brutalität – war die Überdosis. Bis diese Stufe erreicht wurde, war alles erlaubt, um die Kampfkraft und die Entfremdung sicherzustellen. Das Ergebnis war, dass nach Beendigung des Krieges nun ein anderer Kampf weitergeht. Die Drogenabhängigkeit „ist das gravierendste Problem, dem sich Sierra Leone derzeit gegenüber sieht“, mahnt der Geistliche.

In den Regenspauzen macht Alex Kraftübungen. Er bringt improvisierte Hanteln, eine lange Bank und ein grünes Kissen mit einer gestickten roten Blume darauf in den Hof. Fertig ist das Fitnessstudio. Alex strengt sich an, schwitzt, rackert sich ab, stellt sich zur Schau. Er lacht und bringt einen zum Lachen, wenn er die Brustmuskeln anspannt, Gewichte und Widerstandsfähigkeit mit dem Hausriesen Sulai vergleicht, dem Kraft- und Schachmeister, einem Engländer, „der hier hängen geblieben ist“. Aber es gibt auch traurigere Tagen, an denen Alex nicht zum Tor kommt. Dann liegt er von Schmerzen oder Traurigkeit niedergestreckt in der Dunkelheit des Schlafsaals, seinen treuen Stuhl ordentlich im rechten Winkel neben dem Bett – als würde jemand Unsichtbares darauf sitzen und über ihn wachen.

Wyclin Luke, der coolste Bewohner der Stadt, ist 26 Jahre alt, „oder so“. Es ist nicht das erste Mal, dass er zur stationären Behandlung hier ist. Auf der Straße war er ein rastaman. „Ich habe ein einfaches Leben mit Drogen und Musik geführt“, mit guten Jobs beim Radio und beim British Council. Der Krieg brach über das Trommelfell, durch eine Geräuschexplosion, in ihn ein. „Ich war zu Hause und hörte gerade No Snoop over my head von Snoop Doggy Dog. Da krachte der Mörser durch die Decke runter in die Kopfhörer und mir mitten ins Hirn! Yeah, Alter, ziemlich irre!“



Ich bin fast davon los...



FREETOWN

DRESS IS COME - COME IN THE SKY

30

CITY OF REST

KRAZEMAN

CITY OF REST
DESPITE THE DIRE
MENTAL PHYSICAL AND
MENTAL HEALTH

City of Rest wurde 1985 von Pastor Ngobeh als Tageszentrum für Jugendliche gegründet. Heute bietet sie Beratung und Behandlung für Drogenabhängige, Alkoholiker, Straftäter und „Menschen mit schweren Depressionen“. Die Gemeinschaft ist eine Quintessenz Sierra Leones und ein Abbild der jüngeren Geschichte des Landes. Jugendliche aus sehr unterschiedlichen sozialen Schichten und sehr weit voneinander entfernt liegenden Landesteilen kommen hier her. Einer der Patienten ist in Sankt Petersburg geboren und aufgewachsen und spricht besser russisch als das landesübliche Kreol. Ein anderer ist Anglopakistani.



...träume von einem Hoffnungsschimmer...



„Hier findest du alles, Alter. Es gibt Rastas, Drogisten, Hippies, Junkies, Dreads, Soldaten, Rebellen, Diebe, Mörder...“ Wyclin hält inne und mustert die Gruppe ringsum. „Weißt du, ich glaube, ich bin nicht der Schlimmste von ihnen.“ Wer ist der Schlimmste? Wyclin schaut zu einem Mann mit versunkenem Blick, der reglos auf einem Stuhl in der Mitte vom Innenhof sitzt. „Nun, Alter... Der Schlimmste ist vielleicht der Satan...“ Manche Patienten glauben, sie seien „vom Teufel besessen“.

In der City of Rest gibt es ein ständiges Hintergrundgeräusch, einen langgezogenen metallischen Ton, ein Rasseln. „Das ist hart, Alter. Der Mensch ist nicht dazu geboren, Ketten zu tragen“, macht Wyclin seinem Herzen Luft. Jede Kette wiegt ungefähr fünf Kilo. „Ich bin hier und träume von einem Hoffnungsschimmer...“ Auch Wyclin kennt diese endlosen Tage, an denen er sich in der Matratze vergräbt, Ungeziefer verscheucht, der Schwere des Regens lauscht, in den die Lebensgeister hineinfallen, bis kein lichter Gedanke mehr übrig ist. In solchen Momenten hat er nicht einmal mehr Lust, die Treppe zum Gruppengebet hochzugehen, das von einer unverwechselbaren Kadenz, einem dreimaligem Händeklatschen, angekündigt wird. Jeden Morgen und jeden Abend hält das hypnotische Ritual der City durch die Fort Street: Clap-clap-clap! Oh, Lord! Clap-clap-clap! Oh, Lord! Clap-clap-clap! Oh Lord!

Grundlage der Behandlung in der City of Rest ist Gospel, viel Gospel. Die Einrichtung ist ein Sonderbetreuungsprojekt der Assembly of God, und die Verantwortlichen glauben an die befreiende Kraft der Bibel. „Unser Schlüssel sind das Wort und Gebete“. Ngobeh vertritt die Ansicht, dass „die Menschen überall verloren sind und zu dem erlösenden Wissen von der Gnade Unseres Herrn Jesus Christus finden müssen“. Einer der Pastoren der Gemeinschaft wurde übrigens im Hause geheilt. Er hatte harte Drogen konsumiert. Der Reverend versichert, dass er eine Erfolgsquote von „fünfundneunzig Prozent“ erzielt.

Die oberhalb der Innenstadt von Freetown gelegene Stadt der Ruhe ist eine steinerne Insel auf einem Hügel mit lauter Zink- und Holzhütten – und den Ruinen zweier Invasionen der RUF in den Jahren 1997 und 1999. Das im Wohnbereich geräumige, im Betreuungszentrum winzige Gebäude ist in erster Linie Wohnsitz für Pastors und seine Familie. Drei Generationen, vom Großvater bis zu den Enkeln, bewohnen das oberste Stockwerk. Im mittleren Geschoss ist, neben Ngobehs Büro und dem Gemeinschaftsraum, Platz für ein Dutzend Frauen. Die Männer, über dreißig an der Zahl, füllen das Souterrain, einen düsteren Schlafsaal, der zum Innenhof und der Küche gelegen ist. Bockarie Kamara war einer der besten Schüler der Prince of Wales, der exklusivsten Schule der Hauptstadt. Sein Vater ist ein ehemaliger Richter des Obersten Gerichtshofs. „Ich habe 1997 zur Zeit der Militärjunta mit Heroin und Kokain angefangen, als die Stadt voll war von ehemaligen Kämpfern, Drogenabhängigen und

Straßenkindern“, erinnert sich Bockarie. „Die Schulen waren geschlossen, die Büros ebenfalls. In gewisser Hinsicht sind wir von den Kämpfern beeinflusst worden. Wir haben mit ihnen zusammengelebt und ihre... Fähigkeiten nachgeahmt.“

„Unser Krieg ist von den Drogen geprägt worden“, fährt Bockarie fort. John Minah, ein für die Behandlung in der City of Rest vom Militär beurlaubter Leutnant kann dies bestätigen: Am Anfang war cannabis sativa am weitesten verbreitet und am leichtesten zu bekommen, doch dann gewannen die harten Drogen an Terrain. Brown-brown – Heroin, Kokain und Crack. Die Belieferung wurde – und wird – aus Nigeria sichergestellt. Einige der größten Dealer, so heißt es in der Stadt, waren in der westafrikanischen Friedenstruppe ECOMOG zu finden. „Sie hatten die sichersten Einfuhrrouen.“

Hier verlaufen die großen Venen... Sie führen direkt ins Hirn







...er hat sie wieder eingefangen...

Zur „Stärkung der Moral“ war jedes Mittel recht. Die Kämpfer, „vor allem die Anführer, schnitten sich mit der Rasierklinge in den Kopf und massierten sich das Koks hinein.“ Bokarie fasst sich mit der Hand an die Schläfe. „Hier verlaufen die großen Venen... Sie führen direkt ins Hirn. Es ist zwar teurer, aber sehr viel wirkungsvoller. Bockarie hat mit diesen „Fähigkeiten“ in den Ghettos von Freetown Bekanntschaft geschlossen, wie in der Umgangssprache die Orte genannt werden, an denen Drogen verkauft und konsumiert werden. Der Pater und seine Anti-Drogen-Truppe, die die Ghettos regelmäßig besuchen, haben mindestens einhundertfünfzig solcher Orte ausgemacht. „Außer Rasierklingen haben sie Spritzen benutzt. Überall spritzte Blut. Um es zu stillen, verwandten sie Gips.“

Im Männerschlafsaal riecht es nach Schweiß, von Menschen und vom Regen, vermischt mit dem ebenso stickigen, strengen Geruch der alten, speckigen Sierra-Leone-Geldscheine, die auf dem Markt kursieren und vom vielen Gebrauch schon auseinanderfallen. „Das hier ist deprimierend. Nicht alle hier wollen einem Gutes...“ beklagt sich einer der Jungen. Die Laune schwankt fast ebenso wie die Bewohner des Hauses fluktuieren: mit der Aufnahme, der Abwesenheit, der Entlassung und der Flucht der Bewohner befindet sich die Stadt in ständigem Wandel. „Es macht mich traurig, wenn einer von ihnen wegläuft“, erklärt Pastor Ngobeh, der versucht, den Jugendlichen,

die die Entgiftung überstehen, einen Arbeitsplatz zu besorgen. „Wenn sie weglafen, ist der Teufel gegen mich am Werk – er hat sie wieder eingefangen.“ Eine Stunde zuvor ist ein Junge aus dem Haus ausgerissen, indem er einfach durch das Tor hinausgegangen ist – das immer offen steht. Er ist die Straße durch den Schlamm hinuntergelaufen, den Stuhl über der Schulter, mitten in einem Regenguss. Augenblicke später hat sich eine lärmende Gruppe aufgemacht und ist ihm gefolgt. „Er wollte zu einem Totenfest der Familie gehen...“ Es vergingen keine zehn Minuten, und eine vergnügte, tropfnasse Regenschirmprozession kam die Straße hoch und brachte den Ausreißer bei den Schultern zurück.

Pastor Ngobeh bricht zum Gottesdienst in seiner Gemeinde in einem Viertel der Innenstadt auf. Die Stühle in der Kirche sind die gleichen wie in der City – himmelblau gestrichen. Doch niemand trägt Ketten an den Füßen. Die Gläubigen weinen betend und beten tanzend. Unter der gewöhnlichen Menschenmenge befinden sich auch Genesene. Alle sind vereint in einer einzigen Konvulsion. Es scheint, als werde man in der Kirche mit der gleichen Heftigkeit von Gott besessen wie die Insassen in der Fort Street vom Teufel. Der Exorzismus wenigstens ist der gleiche. Clap-clap-clap! Oh, Lord! Es ist Sonntagmorgen in Freetown. Clap-clap-clap! Oh, Lord! Stadt der Ruhe. Clap-clap-clap! Stadt Gottes.

BLACK.LIGHT

Schwarze Sonne

Text: Pedro Rosa Mendes

Einleitung

Andreas Langen

Peanut Butter

und

City of Rest

Text: Pedro Rosa Mendes

Illustration: David von Bassewitz

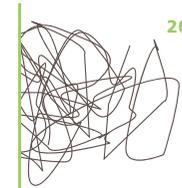
Foto: Wolf Böwig

Layout: Christoph Ermisch

www.blacklightproject.org

www.wolfboewig.de

**KULTUR
PREIS**
EVANGELISCH -
LUTHERISCHE
LANDESKIRCHE
HANNOVERS



www.kulturpreis2016.de